Ber. Naturwiss. Verein Bielefeld u. Umgegend **34** (1993), S. 67-84

Naturerfahrung

Bedingungen der Reparatur unserer natürlichen und kulturellen Ökosysteme *)

Peter FINKE, Bielefeld

Daß die Naturerfahrung der Menschen - zumindest in den Industrieländern - auch nicht mehr das ist, was sie einmal war, ist mittlerweile eine Platitüde. Wenn ein Vierzigjähriger keine fünf Vogelarten mehr kennt, aber als Vierjähriger schon mehr als zehn Automarken, ist das dennoch mehr als ein Kuriosum der heutigen Zeit. Kaum jemand zweifelt daran, daß dieser Erfahrungsmangel für die Durchsetzungsschwäche eines wirksamen Naturschutzes mitverantwortlich ist, aber wie kompliziert und weitreichend die Sache tatsächlich ist, ahnen nur wenige. Auch die Wissenschaften und Künste sind hiervon betroffen. So verschiedene Gebiete wie die Wissenschaftstheorie, den Naturschutz, die Ästhetik, die Kunst, die Ökologie, die Kultur- und Systemtheorie, von denen ein jedes Mängel aufweist, die selber auf jene mangelhafte Naturerfahrung verweisen, von der ich eingangs gesprochen habe, müssen wir im Zusammenhang betrachten, wenn wir sehen wollen, worum es geht. Erwarten Sie aber bitte nicht zuviel: ich werde in diesem Vortrag nur ein paar grundsätzliche Fragen erörtern können, die den theoretisch-konzeptionellen Rahmen betreffen. Seine Ausfüllung im einzelnen kann hier nicht mein Thema sein.

*) Vortrag auf dem Symposium "Natur und Kunst - Kunst und Ökologie" (Schirmherrschaft Prof. Dr. Klaus Töpfer), 4.-6. Juni 1993, Wernigerode.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Sprengel-Museums, Hannover

Verfasser:
Prof. Dr. Peter Finke, Universität Bielefeld, Fakultät Linguistik und Literaturwissenschaft, Postfach 10 01 31, D-33501 Bielefeld

1. Der Gedankengang

Wer die Rede von unseren natürlichen Lebensgrundlagen ernst nimmt und nicht nur als modische facon de parler gelegentlich im Munde führt, hat keine Alternative zu einer sehr ernsten Analyse unserer Lage. Für ihn stellen sich auch sehr viele theoretische Probleme im Lichte dieser praktischen Dimension, nämlich als die Frage, welche Ideen, Konzepte und Strategien geeignet sein könnten, einen praktischen Beitrag zur Verbesserung dieser Situation zu ermöglichen. Rein theoretisch kann es der Auffassungen, Konzeptionen und Modelle menschlichen Denkens und Handelns viele geben; die ungeschminkte Analyse der Lage unserer natürlichen Lebensgrundlagen jedoch erfordert und ermöglicht unter diesen eine Auszeichnung solcher, die einen praktischen Beitrag zur Eröffnung von Auswegen versprechen.

Lassen Sie mich kurz zusammenfassen, was ich sagen will:

Die Reparatur der Schäden unserer natürlichen Ökosysteme muß in unseren Köpfen beginnen. Ohne daß sich im Denken und Wahrnehmen der Menschen substantiell etwas ändert, werden wir den Durchbruch eines wirklichen Naturschutzes nicht schaffen. Ziel muß es sein, unsere verflachte oder sogar abhanden gekommene Erfahrung der Natur wiederzuerlangen bzw. neu zu vertiefen. Nur der, der eigene elementare, aber hinreichende Kenntnisse und Erfahrungen auf diesem Gebiet besitzt, wird die Änderung seines Denkens und Handelns von mehr als nur einer Mode leiten lassen.

Die Wiedererlangung einer differenzierteren Naturerfahrung aber ist leicht zu fordern und sehr schwer zu bewirken. Woran liegt dies und was muß geschehen, die Bedingungen hierfür wesentlich zu verbessern?

Gewiß gibt es hierfür viele oberflächliche Ursachen und über weitere, auch sehr wichtige, kann ich hier kaum etwas sagen: die Bevölkerungsexplosion zum Beispiel, die Armut in der Dritten Welt und der Imperialismus unserer ökonomischen Kultur, oder hierzulande falsche Weichenstellungen auf vielen politischen Feldern wie Bildung, Landwirtschaft und Städtebau. Wenn wir die Ursachenforschung tiefer ansetzen, bemerken wir, daß auch viele unserer kulturellen Systeme mehr als nur nebensächliche Mängel aufweisen.

Als Beleg dafür nehme ich die Tatsache, daß die allgemeine Wertschätzung von Naturkenntnissen im Selbstverständnis unseres Kulturbetriebs kaum mit der von Kulturbereichen wie Kunst, Musik oder Literatur konkurrieren kann. Dies scheint mir eine Fehlentwicklung unserer kulturellen Konzepte zu sein, die die Wiederförderung von mehr Naturerfahrung ernsthaft behindert. Wenn das Bemühen um Artenkenntnis, um das Verständnis ihrer Lebensbedingungen und Verhaltensweisen als kulturell weniger wertvoll oder gar als Kinderei gilt,

verglichen mit den Bemühungen um die Beherrschung eines Musikinstruments oder die Demonstration literarischer Belesenheit, dann hat mehr Naturerfahrung und letztlich die Rettung unserer Umwelt keine Chance. Wir müssen solche Mängel reparieren, wenn uns die Reparatur unserer natürlichen Lebensgrundlagen wirklich etwas wert ist.

Zwei kulturellen Handlungsbereichen, die an dieser Lage wesentlich auch als Mitverursacher beteiligt sind - nämlich Wissenschaft und Kunst - kommt in diesem Zusammenhang eine besondere Verantwortung zu. Wir müssen es als Wissenschaftler und Künstler lernen, noch selbstkritischer als bisher unsere eigenen Vorurteile und Philosophien auf Ursachen für solche Mängel und Fehlentwicklungen zu befragen und dann unverzüglich an die Innovation unserer gundlegenden Überzeugungen gehen. Die Wissenschafts- und die Kunsttheorie müssen und können ihren Beitrag zur Reform unserer kulturellen Lebensformen leisten.

Die inhaltlich wesentlichen Ideen dieser Innovation sind die Grundideen einer allgemeinen Ökologie, die Neubeschreibung unserer kulturellen Systeme als kulturelle Ökosysteme. Auf diese Weise öffnen wir unser wissenschaftliches und künstlerisches Selbstverständnis für die Erfahrung der Umweltabhängigkeit und Labilität von Gleichgewichtsprozessen und die Diskrepanz zwischen unseren Idealen und ihrer alltäglichen Verletzung. Damit kann ein neues kulturelles Fundament entstehen, das einer neuen und vertieften Naturerfahrung und somit auch einem ernsthaften Naturschutz eine wirkliche Chance gibt. - Dies ist der Gedankengang.

2. Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst

Ich bitte um Verständnis, wenn ich als Wissenschaftstheoretiker im folgenden insbesondere den Beitrag in den Mittelpunkt rücke, den die Wissenschaft zu dieser Aufgabe leisten muß. Ich tue dies aber auch deshalb, weil dies ein gewichtiger Beitrag sein sollte und es Wissenschaften und Wissenschaftstheorie entgegen häufiger Einschätzung leider sehr an Selbstkritik, Bescheidenheit und Lernbereitschaft mangelt. Die nötige Reform unserer Naturerfahrung erfordert aber eine veränderte Wahrnehmung nicht nur der Natur, sondern auch und zunächst der Instrumente und Kategorien, die wir hierfür gelernt haben. Auch Kunsttheorie und Ästhetik haben Teile hiervon bereitgestellt und auch sie müssen kritisch überprüft und erneuert werden. Ich werde hierzu aber weniger sagen können.

Selbstverständlich sind mit dem Dilemma des Versagens in Bezug auf einen wirklichen Schutz unserer natürlichen Lebensgrundlagen auch noch andere Handlungsbereiche verbunden, besonders eng Politik und

Wirtschaft. Beide wirken direkter und massiver auf die Situation unserer natürlichen Umwelt ein als es Wissenschaft und Kunst vermöchten, die ja nur intellektuelle Grundlegungs- und Vermittlungsinstanzen sind. Beider Mitverantwortung ist entsprechend hoch und deshalb scheint mir der Mangel an Selbstkritik, Bescheidenheit und Lernbereitschaft in Bezug auf das eigene eklatante Versagen auf jenen Gebieten besonders kraß zu sein. Wenn wir über Bedingungen der Reparatur unserer Ökosysteme nachdenken, dann müßten natürlich wirtschaftliche und politische Bedingungen mitreflektiert werden. In diesem Vortrag kann dies aber nicht geschehen.

3. Systemisches Denken, Systemtheorie und Ökologie

Der jammervolle Zustand, in dem sich unsere gewöhnliche Naturerfahrung heute meistens befindet, hat viele Ursachen. Besonders wirksam ist zweifellos die Tatsache, daß die eigennützigen Lehrer unserer ökonomisch-technischen Kultur ein Interesse daran haben, uns das eigene Nachdenken weitgehend abzugewöhnen. Hintergründe und Zusammenhänge bleiben im Dunkeln, wo das Vordergründige und Einfache dominiert. Feuchtgebiete trockenlegen und Bäche und Flüsse kanalisieren, aber sich hinterher über Überschwemmungen wundern ist ein Beispiel hierfür, Intensivlandwirtschaft betreiben, den Rückgang von Braunkehlchen und Lerchen beklagen, aber dafür Elstern und Greifvögel verantwortlich machen ein weiteres.

Eine wieder verbesserte Naturerfahrung benötigt daher zuvörderst den Wiedergebrauch des eigenen Kopfes, der vielfach zu einem bloßen Datenspeicher verkommen zu sein scheint. Zweierlei muß er wieder zu leisten lernen: die kritische Bewertung der angebotenen Wissensinhalte mit der Bereitschaft, hiervon auch eine unangepaßte Auswahl zu treffen, und das Bemühen um ein Denken in Zusammenhängen.

Viele der sogenannten Fortschritte in den modernen Wissenschaften fallen bei näherem Hinsehen als Illusion oder Propaganda in sich zusammen, aber ich bin geneigt, die großartige, sehr allgemeine und anwendungsreiche formale Theorie der Systeme, wie sie mit Namen wie Bertalanffy, Ashby oder Bunge verbunden ist, für einen solchen Fortschritt zu halten. Sie lehrt uns, daß alles unter der Sonne, was immer es sei, daraufhin zu befragen ist, ob es in einen ganzheitlichen Zusammenhang eingebettet ist oder nicht: ein lebendes oder nichtlebendes, statisches oder dynamisches, geschlossenes oder offenes, selbstreferentielles oder fremdreferentielles System. Die allgemeine Systemtheorie ist eine formale wissenschaftliche Therapie gegen die Bequemlichkeit des zusammenhanglosen Denkens. Dabei ist sie selbst keineswegs perfekt. So haben es die Systemtheoretiker zwar gelernt, fast alle erdenklichen Fragen an Systeme zu richten, nach ihrer

logischen Struktur beispielsweise oder ihrer Funktion, ihrer Genese und ihrer Veränderung, nach ihren Eigenschaften und Zuständen, auch nach ihrer Umwelt und ihrem Ende. Aber es ist verblüffend und beunruhigend zu bemerken, daß sie viel weniger über Probleme ihrer Bewertung und kaum je über die Dimension ihrer möglichen Gefährdung, ihrer Reparatur oder auch ihrer Rettung nachgedacht zu haben scheinen. In der allgemeinen formalen Systemtheorie fehlt diese kritisch-praktische Dimension bis heute fast völlig auf eine geradezu peinliche Weise.

In diesem Punkte versucht eine zweite Wissenschaft, von der ich glaube, daß sie gegenwärtig wichtige Ideen zur Therapie unseres verflachten Denkens und Wahrnehmens beisteuern kann, die biologische Ökologie, als eine Anwendungsdisziplin jener allgemeinen Systemtheorie jenes theoretische Defizit gewissermaßen praktisch auszugleichen, nämlich durch die Entwicklung praktikabler Handlungsstrategien zur Erhaltung, Sanierung oder Rettung beschädigter Ökosysteme, die sie ihren empirischen Analysen anfügt. Einem brav-orthodoxen Wissenschaftstheoretiker in all seiner Methodenstrenge ist hierbei vielleicht unwohl, doch fällt das letztlich auf ihn selbst zurück; die unbegründbaren Dogmen der Wissenschaftstheorie, mit denen rationales Verhalten bevormundet wird, sind hier nicht das Thema. Die Wissenschaft kümmert sich zum Glück kaum darum.

Die ökologische Theorie hat andere Schwächen als ausgerechnet ihre wichtige Bereitschaft zu Wertung und praktischem Engagement, beispielsweise ihre nicht ganz klare Haltung zur Rolle des Menschen. Für nicht wenige Biologen mit Ökologie als Spezialfach ist der Mensch kaum mehr als eine Störgröße in der Umgebung der Ökosysteme, dafür verantwortlich, daß diese faktisch mehr oder weniger geschädigt sind. Er kann sich dann auch zum Reparaturtechniker der von ihm selbst verursachten Störungen aufschwingen, doch wird damit nicht der Grundfehler beseitigt. Wer unsere Naturerfahrung erneuern will, muß die Ideen der Ökologie konsequenter zu Ende denken, als dies wohl im Rahmen der Biologie möglich ist, und dies führt dann unweigerlich aus der Naturwissenschaft hinaus und in die Kulturwissenschaft hinein. Nur so können wir den Menschen als Bestandteil von Ökosystemen und nicht nur als ihren externen Störfaktor verstehen, von Ökosystemen freilich, die zwar ihre Basis in der Natur haben, aber durch eine neue Evolution über diese hinausgewachsen sind.

4. Natürliche und kulturelle Ökosysteme

Dies hat Konsequenzen für die Art und Weise, wie wir Natur und Landschaft wahrnehmen und erfahren. Das, was wir unter der An-

leitung der biologischen Ökologie ein "Ökosystem" zu nennen gelernt haben - Wälder, Wiesen, Flüsse und Seen, Wüsten, Gebirge, Meere und vieles andere - ist dann, wenn wir den Menschen diesen Systemen tatsächlich nicht nur gegenüberstellen, sondern als Teil in sie einschließen, lediglich der mehr oder weniger natürliche Teil viel umfassenderer Systeme, nämlich solcher, die jene neue Ebene kultureller Evolution bewußt miteinschließen. Schon die meisten der biologischen Ökosyteme sind von dieser kulturellen Sphäre mehr oder weniger überformt, ohne daß dies bereits als eine Schädigung verstanden werden müßte; man denke etwa an Teiche oder Trockenrasen oder manche Waldgesellschaften, die sogar ihre Existenz menschlichen Kulturweisen verdanken. Wenn ich sie hier der Kürze halber auch als "natürliche Ökosysteme" bezeichne, muß dies immer bedacht werden. Die meisten in Mitteleuropa hochgradig gefährdeten Landschaften sind aus biologischer Sicht solche Ökosysteme, die die Evolution unserer Kultur zu dem gemacht hat, was sie waren oder noch sind. Dennoch werden sie dadurch nicht zu kulturellen Ökosystemen, denn ihr Stoff- und Energiekreislauf bleibt materiell. Im weiteren Verlauf hat aber die Evolution gelernt, den natürlichen materiellen Systemen völlig neuartige nichtmaterielle Systeme an die Seite zu stellen, Systeme des Wissens und Glaubens, des sprachlichen und künstlerischen Ausdrucks, deren interne, sie konstituierende Prozesse auf den geistigen Fähigkeiten des Menschen beruhen, neue Formen und Kreisläufe von Energie benutzen und auf diese Weise eine sehr große, neuartige Produktivität entfalten.

Die Evolution der Kultur - und mit ihr die Evolution der Kulturen - tritt damit an die Seite der fortgehenden Evolution der Natur und baut mit deren und mit neuen Mitteln ihre neuen Systeme auf den natürlichen Systemen auf; zugleich nutzt sie die neuen Systeme zur Überformung und Modifikation der natürlichen. Neben den Siedlungen der Pflanzen und Tiere entstehen die Siedlungen der Menschen, die zunächst ebenso ökologisch intakt gewesen sein müssen wie jene, bis sie schließlich zu jenen kranken Ballungsräumen degenerieren, die wir heute kennen. Die neuen geistigen Systeme aber erben von ihren materiellen natürlichen Vorfahren manche Grundmuster der systemischen Strukur, vor allem ihre Offenheit gegenüber energetischen Zulieferungen aus ihrer Umwelt und damit ihre Abhängigkeit von diesen, auch das Prinzip des Produzenten-Konsumenten-Reduzenten-Kreislaufs oder die homöostatische Organisation ihrer neuen Gleichgewichtsprozesse. Ebenso, wie die natürlichen Ökosysteme, die ihnen zugrundeliegen und neben ihnen fortbestehen, werden es Systeme, die Leben ermöglichen und zu erhalten gestatten, Leben freilich, das eine neue Dimension hinzuerworben hat: die geistige Dimension. Wo genau die Evolution der Kognition den Übergang von Natur zur Kultur geschafft hat, braucht uns hier nicht zu interessieren. Wichtig aber

ist, daß die neuen Systeme strukturell und funktional evolutionäre Erben der natürlichen Ökosysteme sind, denn dies rechtfertigt es, sie ebenfalls als Ökosysteme, als kulturelle Ökosysteme nämlich, zu verstehen. Sie aber definieren die Rahmenbedingungen unserer Naturerfahrung.

5. Ökologisierung des Denkens

In der Geschichte der Wissenschaften ist oft zuerst eine spezielle, konkretere Theorie entwickelt worden, ohne daß man gleich die ganze Reichweite erkannt hätte, welche ihre Ideen tatsächlich besaßen. Einstein hat zunächst die spezielle Relativitätstheorie formuliert; erst später kam er auf die Idee ihrer Verallgemeinerung. Der Strukturalismus war anfänglich nur eine sprachwissenschaftliche Theorie von de Saussure, bevor seine Verallgemeinerung fast alle Spielarten der Kultur veränderte. Es ist eine der spannendsten und wichtigsten Anforderungen an die wissenschaftliche Theoriebildung der Gegenwart, der speziellen Ökologie der Biologen ihre Verallgemeinerung folgen zu lassen und damit endlich die Konsequenz aus der längst vorhandenen Vermutung zu ziehen, daß die Menschen mit ihren kulturellen Handlungs- und Erfahrungssystemen völlig neuartige Ökosysteme geschaffen haben, die selbst aber nur kulturelle Erweiterungen der natürlichen Basissysteme sind. Sie strukturieren unseren Erfahrungsraum und dieser vererbt jene Struktur auf die Erfahrungen, die wir in ihm machen.

Unsere Sprache zum Beispiel ist als ein eng an die Entwicklung der Kognition gekoppeltes Evolutionsprodukt ein wichtiger Teil jener Strukturierung von Erfahrung, und zwar ein solcher, der noch viele Eigenschaften der natürlichen, aber dann zunehmend der kulturellen Ökosysteme aufweist, selbst ein neues System des Übergangs also. Wissenschaft und Kunst aber sind typische kulturelle Ökosysteme und es ist erstaunlich, daß sie noch kaum als solche gesehen und beschrieben worden sind. Dabei finden wir in ihnen Produzenten, Konsumenten und Reduzenten, ökologische Nischen vielfältigster Art, interne Kommunikationssysteme, Balzplätze, interne Rangfolgen, jeweils spezifische Umwelten und alle Spielarten der Systemstörung und Verschmutzung bis hin zum Umkippen. Wo Wissenschaften nicht der Wahrheitsfindung dienen, sondern den Interessen von Auftraggebern, wo sie die Meinungsvielfalt durch Dogmen und Reglementierung einengen, der Wissenschaftlerpopulation der Nachwuchs abhanden kommt, parteipolitische oder ideologische Immissionen sie behindern, dort sind die labilen Homöostasen der Wissenschaft ernsthaft bedroht. Vieles dürfte ähnlich für die Kunst gelten, bei der ja ebenfalls Anspruch und Wirklichkeit keineswegs immer zusammen-

fallen und die Infiltration fremder Werte und Interessen aus anderen Systemen zwar auch zu einem gewissen Grade, aber nicht unbeschränkt vertragen werden kann. Unsere Erfahrungen erben auch die Mängel der Systeme, die sie strukturieren.

Wir sind gewiß nicht nur Teilhaber, sondern auch Störenfriede der natürlichen Ökosysteme, die bis heute die Basis der Existenz von Leben, auch unseres eigenen, auch unseres kulturellen Lebens, geblieben sind und deren Reparatur uns deshalb ein sehr wichtiges Anliegen sein muß. Wir sind aber auch Erfinder, Teilhaber und Störenfriede unserer kulturellen Ökosysteme, die ebenfalls weit mehr sind als bloße Belustigungen und Unverbindlichkeiten. Unsere gestörte Naturerfahrung hat hier ihre Wurzeln.

Die Schwierigkeit, einem ignoranten Autofahrer den Wert der Erdkröte zu vermitteln, die er eben totgefahren hat, besser natürlich den Wert der Art Bufo bufo, findet ihre exakte Parallele in der Schwierigkeit, einem Kulturbanausen den Wert eines verloren gegangenen Kunstwerkes nahebringen zu wollen; daß im letzteren Falle zumeist ein Geldwert genannt wird, ist nur eine Scheinlösung. Immerhin zeigt sie, daß zumindest ein kulturelles Ökosystem, die Ökonomie nämlich, zu einer gewissen Bewertung anderer Systeme oder Teile von ihnen fähig ist, auch wenn sie vor den natürlichen Ökosystemen noch weitgehend kapitulieren muß. Frederic Vester hat einmal ausgerechnet, daß der reine Materialwert eines Rotkehlchens etwa bei 90 Pfennig liegt. Wenn man seinen ökonomischen Nutzen als Schädlingsvertilger berechnen wollte, käme man vielleicht schon zu anderen Zahlen. Vester wollte damit zeigen, daß es zwar Rechenmodelle gibt, die die ansonsten völlig ungreifbaren ökologischen Werte für den Menschen des ökonomischen Zeitalters wenigstens ansatzweise überhaupt sichtbar machen, daß aber die meisten dieser Modelle völlig schief und geradezu verrückt sind. Nach ihnen wären nicht die seltensten, sondern die häufigsten Vögel die wertvollsten. Die Sicht der Natur und ihrer Probleme ist so gut oder so schlecht, wie unsere kulturellen Brillen es zulassen.

6. Die Chance der Krise

Wenn es richtig ist, daß uns ökosystemische Konzepte in der Anwendung auf kulturelle Phänomene neue, wichtige Sehweisen der uns umgebenden Systeme und Prozesse eröffnen, Wissenschaft und Kunst mit neuen Kriterien wie Vielfalt und Bedrohung zu verstehen erlauben, dann kann dies für die Theorie der Wissenschaft und die Theorie der Kunst nicht folgenlos bleiben. Doch ist die Perspektive der allgemeinen Ökologie noch umfassender. Ihr geht es um nichts weniger als um eine grundsätzliche Neubewertung unserer natürlichen

und kulturellen Umwelt, nicht nur der Wissenschaft und der Kunst. Unser gesamtes Denken und Handeln scheint in eine Bewertungskrise zu geraten, genauer gesagt: geraten zu müssen, wenn wir ernsthaft einen Ausweg aus den ökologischen Sackgassen suchen, in denen wir zweifellos stecken.

Das Wort "Krise" hat etwas Bedrohliches. Man denkt an Wirtschaftskrise, Inflation, Arbeitsplatzverlust, vielleicht Krieg. Ich spreche aber nicht von solchen Krisen, denen ich auch nichts Positives abgewinnen kann. Ich spreche von einer geistigen Krise. Und eine geistige Krise ist - mehr als irgendetwas anderes - eine große Chance, die Chance nämlich, den allgemeinen Trott in eine Richtung aufzulockern, zu erkennen, daß man mit den bisherigen Wertungen immer mehr in die Sackgasse rennt und sich deshalb von Grund auf neu zu orientieren. Thomas Kuhn hat uns die Augen dafür geöffnet, daß in den Wissenschaften von Zeit zu Zeit nicht anderes passiert. Wenn eine Wissenschaft eine Grundlagenkrise erlebt, sind die von ihr betroffenen alten Wissenschaftler natürlich niedergeschlagen, aber die jungen, die sie ausgelöst haben, zu recht euphorisch. Denn sie können nun neue Wege des Denkens ausforschen, die zuvor durch die Dogmen der alten blockiert waren, und es spricht manches dafür, daß, wenn es denn überhaupt einen Fortschritt in den Wissenschaften geben sollte, er weniger mit dem Ausbleiben, als vielmehr mit dem Eintreten einer Gundlagenkrise und ihrer konsequenten Aufarbeitung verbunden ist.

Die Ersetzung des ökonomischen Zeitgeistes durch einen ökologischen hat allenfalls begonnen, auch wenn das entsprechende Vokabular im Mediengeschwätz schon fast durch Inflation entwertet worden ist. Ich glaube, daß Wissenschaft und Kunst die Aufgabe haben, hieran mitzuwirken. Wissenschaft und Kunst könnten dabei einen wesentlichen Beitrag zur Erneuerung unserer Naturerfahrung und damit auch zur Reparatur unserer natürlichen und kulturellen Ökosysteme leisten. Obwohl wir ihren Einfluß auf das allgemeine Bewußtsein gewiß nicht überschätzen dürfen, fällt ihnen doch zweifellos eine Schrittmacherrolle für die Erneuerung unseres kulturellen Selbstverständnisses, des herrschenden Bildungsbegriffes und der Innovation unseres Erfahrungsraumes zu; jedenfalls müssen sie aufpassen, diese Rolle inmitten mancher anderer Interessengruppen zu bewahren und zu verteidigen.

7. Kritik der kulturellen Ökosysteme

Es müssen konzeptionelle, theoretische Bedingungen erfüllt werden, wenn ein solches Ziel erreichbar werden soll; einfach "anders handeln" ist nicht möglich. Wir müssen zum Beispiel zu verstehen versuchen, warum manche unserer kulturellen Ökosysteme in ähnlicher Weise gefährdet oder geschädigt sind wie die Natur. Wir müssen außerdem

überlegen, ob eine solche kulturkritische Position resignativ oder konservativ oder gar reaktionär ist; es könnte ja so scheinen.

Die Schädigung unserer natürlichen Lebensgrundlagen, die wir tagtäglich bewirken und bislang nicht konsequent genug abstellen, weist uns selbst auf die Mängel unserer kulturellen Systeme hin. Unser ökonomisches System war bislang nicht in der Lage, sich so zu reformieren, daß die Belastung der Natur wesentlich verringert worden wäre. Für die mit ihm verbundenen Systeme der Mobilität, der Siedlung oder der Entsorgung gilt das gleiche. Ich schätze die zum Teil erheblichen Anstrengungen mancher auf diesen Gebieten nicht gering ein; sie weisen in die richtige Richtung. Aber wenn wir uns selbst nichts vormachen wollen, müssen wir der Tatsache ins Auge sehen, daß wir heute vom Gesamtziel weiter entfernt sind als gestern. Ich will hier nicht alle anderen kulturellen Systeme aufzählen, die ebenfalls direkt oder indirekt hierzu beitragen; ein kulturkritischer Rundumschlag liegt mir fern. Zwar amüsieren wir uns vielleicht zu Tode, aber es gibt auch ein paar kritische Medien; zwar grassiert zu Recht eine Politikverdrossenheit, aber es kämpfen auch einige tapfer dagegen an. Nein: kulturelle Ökosysteme sind - im Gegensatz zu natürlichen - grundsätzlich zu Reparatur ihrer Mängel in der Lage; das Prinzip des Aussterbens gilt bei ihnen nicht zwangsläufig. Erfahrungsmängel sind selbstverschuldet und kein Schicksal. Deshalb ist deutliche Kritik am Platze, Resignation aber nicht.

Bevor ich diese Kritik auf die Systeme der Wissenschaft und der Kunst beziehe, möchte ich kurz den Selbsteinwand diskutieren, daß Mängel an kulturellen Ökosystemen nur Mängel unseres Umgangs mit ihnen, aber nicht Mängel der Systeme selbst sind, wie dies analog für natürliche Ökosysteme zweifellos gilt. Und zweifellos gibt es dieses Muster auch bei kulturellen Ökosystemen: nicht alles, was wir an den Institutionen der Wirtschaft, der Information oder der Politik zu recht negativ bewerten, verweist auf Systemmängel; in vielen Fällen liegt es eher an dem fragwürdigen Gebrauch, den wir von den Angeboten der Systeme machen. Dennoch sind alle kulturellen Systeme keine Produkte der natürlichen Evolution, sondern so gut oder so schlecht, wie wir sie machen. So absurd es wäre, wenn jemand auf die Idee kommen wollte, die Funktionsprizipien natürlicher Ökosysteme wie Gewässer oder Wälder kritisieren oder reformieren zu wollen, so wenig absurd ist die analoge Idee in Bezug auf Systeme unseres Wissens, Glaubens und Handelns. Keines von ihnen ist alternativlos, notwendig oder gar sakrosankt. Sie sind Produkte unserer begrenzten Einsicht und es ist deshalb sehr wahrscheinlich, daß sie Fehler besitzen.

Dies gilt gewiß für das Ökosystem Wissenschaft. Anspruch und Wirklichkeit klaffen hier mitunter weit auseinander. Die Wissenschaft, die die meisten Wissenschaftstheoretiker beschreiben, ist eine schöne und wichtige Idee, die zu verwirklichen ebenso herausfordernd wie schwierig ist. Die Suche nach der Wahrheit relativiert sich leider in der Praxis sehr, und dies nicht nur wegen handfester Nebeninteressen, sondern auch im notwendigen Pluralismus der Konzeptionen und Paradigmata. Die oft erhebliche Komplexität der Probleme muß zumeist massiven Vereinfachungsstrategien geopfert werden, und die Wiederzusammensetzung der bruchstückartigen Ergebnisse gelingt auch mit dem Reparaturkonzept der interdisziplinären Forschung nur ansatzweise. Auch die Natur als ein Gegenstand vielfältiger wissenschaftlicher Erfahrungen gehört zu den Opfern der Wissenschaft, und zwar nicht nur der Naturwissenschaften. Die Kulturwissenschaften haben sie zu lange ästhetisiert und durch Desinteresse geschädigt, um sich gegenwärtig umstandslos als kritische Ausgleichsdisziplinen zu eignen; zuvor müssen sie wohl auch ihre eigenen Maßstäbe überprüfen. Der wissenschaftliche Beitrag jedenfalls, den wir für eine Erneuerung unserer Naturerfahrung brauchen, muß sowohl von den Natur- wie den Kulturwissenschaften erbracht werden.

All dies (und noch viel mehr) macht die Idee der Wissenschaft nicht obsolet, aber es zeigt doch, daß unser bisheriges Wissenschaftssystem und seine Institutionen ihr noch keineswegs hinreichend gewachsen sind. Die Erforschung der Bedingungen seiner und ihrer Reparatur ist eine völlig neue und spannende Aufgabe der Wissenschaftstheorie. Die kulturellen Systeme der Wissenschaft sind jedenfalls nicht bloß hinsichtlich ihres Verständnisses reformbedürftig, sondern auch im Kern ihres Selbstverständnisses und ihrer strukturellen Organisation. Sie als kulturelle Ökosysteme zu sehen lernen - was ja bislang mitnichten üblich ist - könnte hierbei eine entscheidende Hilfe sein. Der Beitrag der Wissenschaft zur Innovation unserer Naturerfahrung wird kaum diesseits dieser neuen Perspektive auf sich selbst möglich werden können.

Ich glaube, daß es um die Kunst nicht viel anders steht. Auch bei ihr sind das System oder die Systeme, die sie hervorgebracht hat, nicht dasselbe wie ihre Idee, auch bei ihr decken sich Anspruch und Wirklichkeit zumindest nicht immer. Kunstkritik ist ebenso notwendig wie Wissenschaftskritik. Sie ist aber schwieriger als jene, denn die persönliche Freiheit künstlerischen Verhaltens ist größer als im Falle der Wissenschaft. Ich maße mir nicht an, die Mängel der heutigen Ökosysteme der Künste hier erörtern zu wollen; ich vertraue lieber darauf, daß die Künstler sie kennen und überwinden möchten. Wahrscheinlich aber gehört die Notwendigkeit, ein neues Verhältnis zur

Natur zu finden, dazu. Das historisch spannungsreiche Verhältnis von Natur und Kunst muß im Zeitalter des Artensterbens und des nicht gehemmten Lebensraum- und Landschaftsverlusts neu durchdacht werden, und dies wird für Kunsttheorie und Ästhetik Folgen haben. Die bloß rezeptive, nur durch den künstlerischen Stilwandel variierte Wahrnehmung von Natur und Landschaft, die sich oft genug mit Oberflächenphänomenen materieller oder struktureller Art begnügte, muß wohl einem kenntnisreicheren Umgang mit Natur Platz machen, der die spezifischen Mittel der Kunst für das anspruchsvolle Ziel einer Naturerfahrung nutzbar macht. Lassen Sie mich einige Aspekte hierzu an drei Beispielen erläutern.

Der "Ring der Erinnerung" von Hermann Prigann ist für mich deshalb ein Beispiel solchen neuen Kunstverständnisses, weil er durch Ort, Material und Formgebung veranschaulichen kann, wie unauflösbar in unseren Kulturlandschaften Natur und Kultur miteinander verwoben sind. Wer die Dummheit kennt, mit der Naturschützer häufig zu Sektierern und zumindest geistigen Extremisten gestempelt werden und selbst erfahren hat, welche Scheingegensätze zwischen angeblicher Zivilisation und angeblicher Natur beim Kampf um die Erhaltung unserer Kulturlandschaft bemüht werden, muß hierin eine Hoffnung sehen: das Produkt eines neuen Kunstverständnisses nämlich, das uns im wahrsten Sinne des Wortes die Verflechtung von Natur und Kultur in unserer Landschaft vor Augen führt und damit dieselben für eine realistischere Erfahrung der Natur öffnet.

Die Kunst kann uns aber auch daran erinnern, daß allenfalls Kulturlandschaft in einem gewissen Maße machbar ist, nicht aber Natur. Die abstrakten Landschaftsbilder des jungen Berliner Malers Manfred Gipper können diese Erfahrung auf künstlerische Weise auch in solche Köpfe transportieren, die eine ordnungsgemäße Grünplanung schon für Natur halten, unsere Wirtschaftsforste für Wald oder die heutige Ackerlandschaft für einen artenreichen Lebensraum. Sie konfrontieren uns nämlich durch ihre nichtgegenständliche, "wilde" Malweise mit der wichtigen Erfahrung dieses Selbstbetrugs und vermitteln uns eine neue Einsicht in die Nichtmachbarkeit der Natur und den Verlust, den ihre beständige Zurechtstutzung und Verplanung nach unseren Ordnungskriterien bedeutet.

Mein drittes Beispiel steht hierzu scheinbar im Widerspruch, denn ich meine die gegenständlichen, ja von größter Beobachtergenauigkeit zeugenden Vogelaquarelle von Christopher Schmidt. Doch diese Vögel leben in den Bildern - wie in der Wirklichkeit - in einem Lebensraum, und der Zauber dieser Landschaftsdarstellungen mit Vögeln entspricht auf seine Weise dem Zauber schöner Naturerlebnisse in aller Herrgottsfrühe. Der Realismus dieser Bilder ist kein Selbstzweck und entsprechend selektiv benutzt; man würde sie nie mit Fotos

verwechseln. Aber er ist doch ein künstlerisches Mittel, natürliche Realien vor Augen zu führen, die flüchtig oder vielen inzwischen gänzlich unbekannt sind. Sicherlich ist Wirklichkeit ein höchst problematischer und jedenfalls theoretischer Begriff, aber ihre philosophische Leugnung ist es auch und hilft der tatsächlich bedrohten Natur nicht. Ich meine, es könnte ihr eine Ästhetik helfen, die tolerant genug ist, sich auch für die realitätsnahe Darstellung von Naturerfahrung zu öffnen; von der Verlogenheit der röhrenden Hirsche aus den Wirtshausstuben sind diese Darstellungen meilenweit entfernt. Mit scheint es nämlich auch ein Mangel bisheriger Ästhetik zu sein, daß sie an der Fehlentwicklung unseres Bildungsbegriffs, der elementare naturkundliche Kenntnisse allzu gering schätzt, nicht unschuldig ist.

9. Kreativität und Freiheit

Die notwendige Kulturkritik aus einer allgemein-ökologischen Sicht ist in der Gefahr, als restaurativ mißverstanden zu werden, und wo dieses nicht der Fall ist, als normativ. Leider gibt es diese Spielarten. Sie beruhen auf einem fundamentalen Mißverständnis, das geeignet ist, das Gegenteil dessen zu bewirken, was Not täte und zumeist wohl auch beabsichtigt ist. Die wichtigste Eigenschaft nämlich, die kulturelle Ökosysteme von ihrer natürlichen Basis geerbt haben, ist ihre Kreativität und diese ist nicht denkbar ohne die Fähigkeit zur Innovation. Das Innovationspotential eines Ökosystems ist für sein Überleben unverzichtbar. Jede Beschränkung dieses Potentials schwächt die Kreativität des Systems; Normen, Verbote und Verordnungen wirken in gleicher Weise.

Die eigentliche Bedrohung unserer natürlichen Lebensgrundlagen liegt in der Tatsache, daß das Ausmaß der Verschmutzung, Zerstörung und Ausrottung nicht nur partielle Verluste mit sich bringt, sondern zu einer Krise der Natur insgesamt führen könnte. Der fortgesetzte Verlust an in Jahrmillionen gewachsener genetischer Vielfalt in wenigen Jahren schwächt das kreative Potential der natürlichen Ökosysteme und damit die natürliche Kreativität insgesamt. Zwar wollen uns die Gentechnologen weismachen, daß sie diesem Negativprozeß im Labor einen Positivprozeß entgegensetzen könnten, doch ist diese Bewertung nichts als eine Hoffnung, der entgegensteht, daß sie die selektiven Kräfte der für das Gesamtsystem ungeeigneten Merkmalskombinationen nicht gleichermaßen beherrschen; es wird ja auch folgerichtig im Freiland weiterexperimentiert. Die reale Gefahr einer substantiellen Schwächung der natürlichen Kreativität wird damit eher verstärkt als vermindert.

Die kulturellen Ökosysteme sind ebenfalls kreative Systeme, auch

wenn sie sich dafür anderer Formen der Kreativität bedienen. Stellen Sie sich unkreative Kunst oder unkreative Wissenschaft und unkreative Politik vor und Sie wissen, was ich meine. Solche Degenerationsformen lebendiger kulturelle Ökosysteme sind ja keineswegs die Ausnahme, sondern bezeichnenderweise eher die Regel. Mit lebendiger, innovativer Kultur, die auf die wechselnden Zeichen der Zeit reagiert oder diese sogar antizipiert, haben solche Systeme, denen mit der Kreativität auch ihre Wandlungsbereitschaft abhanden gekommen ist, nichts mehr zu tun. Sie ähneln den Stopfpräparaten in Museen und nicht dem, was diese einmal waren. Ihr Erfahrungspotential ist starr und tot. Die Erhaltung und womöglich Anreicherung und Verstärkung unserer kulturellen Kreativität ist deshalb genauso wichtig wie die der Kreativität der Natur.

Hieraus folgt eine schwerwiegende Konsequenz. Es ist die Forderung nach größtmöglicher Freiheit der Entwicklung der Ökosysteme und geringstmöglichem Eingriff. Für die natürlichen Ökosysteme, insbesondere die der Kulturlandschaft, bedeutet dies nicht etwa den Verzicht auf jeden Eingriff, sondern ein solches Handeln, welches die größtmögliche Vielfalt an Arten und Lebensräumen und die Weiterexistenz gerade auch der konkurrenzschwächeren Arten verspricht. Hier sind differenzierte Pflegekonzepte vonnöten, die weniger auf die Machbarkeit, als vielmehr die Aktivierung der noch vorhandenen natürlichen Mechanismen zur Selbstreparatur eines Systems setzen. Die kreativsten und zukunftsträchtigsten Ökosysteme sind diejenigen mit der größten internen Vielfalt.

Ich bin davon überzeugt, daß dies auch für unsere kulturellen Ökosysteme gilt. Da wir auf die Kreativität dieser Systeme - teilweise sogar auf Gedeih und Verderb - angewiesen sind, wenn wir die zahlreichen Lebensprobleme der Gegenwart lösen wollen, kann die Devise nur lauten, ihnen eine Entwicklung zu ermöglichen, die die größtmögliche Vielfalt der Auffassungen und Strategien zuläßt und dies selbst dann, wenn wir von der Unfruchtbarkeit einer alternativen Position überzeugt zu sein meinen. Das hierdurch geforderte Maß an Toleranz ist insbesondere im wissenschaftlichen Bereich geradezu eine Zumutung, aber es ist notwendig. Die wenigen einigermaßen gewissen wissenschaftlichen Fortschritte haben allesamt anfänglich mit einer Minderheitenposition begonnen, deren Ermöglichung gewiß nicht im kurzsichtigen Interesse der jeweiligen Mehrheit stand. Die Erneuerung von Erfahrungspotentialen ist ohne ernsthafte kulturelle Toleranz nicht möglich. Dies ist zugleich die Erklärung dafür, warum kunst- und wissenschaftstheoretische Betrachtungen, wie ich sie hier angestellt habe, weder normativ noch restaurativ sind. Sie sind nicht normativ, weil sie relativistisch sind; ich akzeptiere andere Positionen. Sie sind nicht restaurativ, weil sie sich zwar für die Erhaltung unserer natürlichen und kulturellen Ökosysteme einsetzen, aber konservierendes

Denken, Normen und Intoleranz als Mittel, die das Gegenteil des Nötigen bewirken, ablehnen. Wer Kreativität erhalten oder fördern will, muß die freie natürliche und kulturelle Sukzession und Evolution ermöglichen; sein Pflegekonzept ist nichtkonservativ und kritisch gegenüber Lehrsätzen und erhobenen Zeigefingern aller Art. Dem widerspricht nicht, daß ich empfehle, unsere kulturellen Systeme und ihre Mängel im Lichte unseres Wissens über die natürlichen Ökosysteme und ihre heutigen Mängel anzusehen; es ist eine empirische Hypothese, daß man auf diese Weise bei ihrem Verständnis weiterkommt als bisher, dem Schicksal aller empirischen Hypothesen frei ausgeliefert. Zugespitzt könnte man vielleicht sagen: die wichtigste Bedingung für die Reparatur unserer natürlichen und kulturellen Ökosysteme ist ihre größtmögliche Freiheit.

10. Interne und externe Bedrohung

Ich habe nicht die Zeit, im einzelnen die vielfältigen Beschränkungen dieser Freiheit, die die Schäden und Mängel an unseren Systemen verursachen, aufzuzählen. Dabei kommen die entscheidenden Bedrohungsfaktoren immer von außen. Intakte Ökosysteme wirklicher Naturlandschaften sind vergleichsweise sehr persistent; ihr inneres Gefüge bedroht sie nicht. Die Systeme unserer Kulturlandschaften sind in unterschiedlichem Maße, auch wenn sie intakt sind, weit weniger dauerhaft; die natürliche Sukzession überführt sie über kurz oder lang alle in verhältnismäßig wenige widerstandsfähige Endformen. Meistens aber sind sie nicht mehr intakt, sondern in ihrer internen Organisation bereits mehr oder weniger geschädigt. Durch solche innere Mängel sind sie also bereits intern bedroht, aber es ist wichtig zu sehen, daß die Ursachen hierfür allemal von außen kommen. Es sind die kulturellen Ökosysteme des Menschen, die nicht nur die Schäden an unserer Naturerfahrung, sondern auch die Schäden der Natur verursachen.

Wahrscheinlich sind die Verhältnisse im Prinzip nicht anders bei unseren kulturellen Systemen: sie erfüllen ihre Aufgaben, wenn wir sie in Ruhe lassen und in überlegter Weise nutzen, sie geraten aus dem Gleichgewicht, wenn wir ihnen die nötigen Betriebsmittel entziehen, sie mit durchsetzungsstärkeren anderen Systemen bedrängen oder in anderer Weise unverantwortlich mit ihnen umgehen; beispielsweise können wir zur Störung kultureller Ökosysteme auch eigene kulturelle Ökosysteme erfinden. Es ist stets - wie im Falle der natürlichen Systeme - unser Umgang mit ihnen, der sie bedroht und schädigt. Wer die Wissenschaft durch Mittelverweigerung, Perspektivenlosigkeit für den Nachwuchs, Nutzenzwang oder den allfälligen staatlichen Verordnungsdirigismus in ihrer freien Entfaltung beschränkt, schwächt

ihre lebensnotwendige innovative Kraft; wer die Kunst nicht fördert, sondern bevormundet, ihre neuen Ausdrucksformen mit einflußreicher Verständnislosigkeit kommentiert, sie in das Fahrwasser kommerzieller Interessen zu lenken versucht oder zu einer netten Nebensächlichkeit für gute Zeiten herabstilisiert, schwächt die Kräfte ihrer Kreativität. Er verschlechtert unseren gemeinsamen Erfahrungsraum.

Die selbstverursachten Fehler, Mängel und Schäden, die vor allem unsere bedenklichen Formen des Umgangs mit den labilen Gleichgewichten und kreativen Kräften der natürlichen und kulturellen Ökosysteme bei diesen verursachen, sind weit weniger leicht wieder zu beheben, als sie herbeigeführt werden können. Das Einrichten von Reservaten, erst recht zu kleinen, ist gewiß nicht die Patentlösung, allenfalls eine Übergangsstrategie. Es gilt die allgemeine Einsicht in den Sinn der Systeme zu fördern, in die Tatsache, daß wir auf den Fortbestand ihrer möglichst unverminderten Kreativität existentiell angewiesen sind und damit auf einen möglichst großen Reichtum ihrer Varianten. Auch in Wissenschaft und Kunst kann es nicht darum gehen, einer vermeintlich "richtigen" oder "besseren" Konzeption um jeden Preis zum Durchbruch auf Kosten anderer verhelfen zu wollen, sondern nur darum, diese zu entwickeln und neben den anderen auf ihre Leistungsfähigkeit zu testen. Dies gilt auch für das, was ich hier sage. Und es müssen noch viel mehr Einsichtige daran arbeiten, die gefährliche Realität der "two cultures" zu überwinden, die unsere Rationalität entweder zu einer naturwissenschaftlich-technischen oder zu einer kulturwissenschaftlich-künstlerischen halbiert; weder dürfen Maler oder Musiker den Naturschutz den Naturliebhabern überlassen, noch die an der Natur interessierten Menschen den Literaten und Kulturredakteuren die Definition des Bildungsbegriffs und des kulturell Wertvollen. Wir schimpfen auf die Fachidiotie der Spezialisten und Experten; aber wir stilisieren uns fast alle zu Idioten unserer eigenen Einseitigkeiten hoch.

Die Reparatur der Mängel unserer natürlichen und kulturellen Ökosysteme kann nur in dem Maße gelingen, wie diese noch Kräfte besitzen, die wir aktivieren können. Wo ihre kreative Kraft bereits zu sehr geschädigt ist (in der Natur etwa durch Aussterben der systemtragenden Arten oder die Unbrauchbarmachung ihrer Lebensräume, in der Kultur durch die Austrocknung ihrer tragenden Institutionen oder der ökologischen Nischen unangepaßter, aber schöpferischer Minderheiten), werden wir nicht viel zuwege bringen können. So wird der Raum für potentielle neue Erfahrung real beschnitten.

Diesen wichtigen Bereich verstehen wir bislang noch zu wenig. Im Falle der natürlichen Systeme ist die Redeweise von "Selbstreinigungs-" oder "Selbstheilungskräften" zwar bekannt (denken Sie an Fließgewässer), aber die internen Reparaturmechanismen der Systeme sind meist so komplex, daß sie nur schwer durchschaubar sind.

Wichtig ist aber zu sehen, daß im Grunde nicht wir den Bach sanieren, sondern daß er es selbst tut, wenn wir die gröbsten Schäden beseitigen und sein interner Reparaturmechanismus noch nicht zu sehr geschädigt ist. Es ist eine der spannendsten Forschungsaufgaben der angewandten Kulturökologie, die parallelen Mechanismen der kulturellen Systeme aufzudecken und damit die Ansatzstellen für ein ökologisches Kulturmanagement, das nicht die Vermarktung und Ausnutzung oder gar Reglementierung, sondern die nachhaltige Belebung und Erhaltung unserer kulturellen Vielfalt im Sinne hat.

11. Naturerfahrung und Naturerhaltung

Ich komme zum Schluß. Eine neue Naturerfahrung ist nötig, aber sie ist nicht umstandslos zu haben. Die Betrachtung unserer Kultur durch die Brille eines Ökologen sollte in diesem Vortrag kein Selbstzweck sein, sondern ein Mittel für die nötige Veränderung unserer Betrachtung der Natur. Weil die Reparatur unser natürlichen Ökosysteme tiefer ansetzen muß als sie es gewöhnlich tut, nämlich an den Kategorien und Wahrnehmungsformen in unseren Köpfen, müssen wir uns mit den Problemen unserer kulturellen Ökosysteme beschäftigen, wenn wir die unserer natürlichen Systeme besser als bisher bewältigen wollen, und das heißt: mit uns. Wir müssen wohl auch den Mut haben, viele dieser Probleme als Schäden zu bewerten, die wir unseren eigenen Konzepten und Strategien aus Nachlässigkeit oder Berechnung zufügen. Die Erkenntnis, daß wir Formen der Kreativität unseres kulturellen Lebens genauso kaputtmachen können wie Lebensformen der Natur, darf und soll uns Angst machen; aber es gibt keinen Grund dafür, sich vor der freien Weiterentwicklung unserer kulturellen Kreativität zu fürchten und sie deshalb einschränken zu wollen. Die Chance, die wir haben, liegt in ihrer Vielfalt und nicht in der Einfalt eines Dogmas.

Natürlich ist dies alles ein weiter Weg, denn es ist ein komplexer Zusammenhang vieler mächtiger Gewohnheiten und Instanzen; an vielen Stellen müssen wir etwas ändern. Der Verlust von Natur aber geht tatsächlich alle an, auch Kulturwissenschaftler und Künstler. Das elementare naturkundliche Wissen - etwa Artenkenntnis, von komplexerem Wissen ganz zu schweigen - ist hier oft so gering, daß man sich über die von dieser Seite meist geübte Abstinenz im kritischen Engagement nicht wundern muß. Eine Landschaftsästhetik beispielsweise, die entweder in noch heile Landschaften flüchtet oder in Oberflächenkategorien wie Grün, Fluß oder Baum verharrt, ist längst nicht mehr zeitgemäß. Eine analoge Kritik aber müssen auch viele Naturwissenschaftler und manche Naturschützer ertragen. Dort ist es die Rolle des Menschen und seiner Kultur, deren Analyse und Bewäl-

tigung oft oberflächlich bleibt. Ignoranz in Bezug auf Zusammenhänge und Probleme kann aber nicht auf Dauer durch gut ausgedachte Theorien zugedeckt werden, der eigene notwendige Beitrag zur Lösung nicht durch das Beharren auf Unzuständigkeit. Für gewisse Probleme sind viele zuständig, nur manche haben es noch nicht gemerkt.

Der Zusammenhang von Erfahrung und Erhaltung der Natur ist ein solches Problem. Der Versuch seiner Lösung verweist uns allenthalben auf Unzulänglichkeiten, bei anderen und bei uns selbst. Zum Glück sind diese nicht natürlich, sondern selbst geschaffen. Ökosysteme wie Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft sind Musterbeispiele dafür, wie sorglos wir von Zeit zu Zeit mit unserer kulturellen Kreativität umgehen. Und obwohl dies im Prinzip auch für unkreative Perioden der Kunst gelten dürfte, kann uns diese wohl mehr als anderes auf die Bedeutung dieser Kretivität hinweisen. Die Wissenschaftstheorie jedenfalls hat sich sehr lange vor der Erforschung dieser Beziehung gedrückt und in Abgrenzungsversuchen ihren Fortschritt gesucht. Sie hat dabei nicht nur die Natur ihrer eigenen Kreativität verkannt, sondern auch das Ausmaß unterschätzt, zu dem sie zur Innovation der Disziplinen beitragen kann und muß. Um hierzu aber fähig zu werden, bedarf sie zuvor einer eigenen Innovation, einer neuen und fruchtbaren Modellvorstellung von ihrem Gegenstand Wissenschaft. Das Ökosystemmodell ist eine solche fruchtbare Idee, die überdies neben ihrer neuen theoretischen Qualität auch eine neue und aktuelle Dimension praktischen Handelns eröffnet.

Ich habe beileibe nicht über alle Bedingungen der Reparatur unserer geschädigten Ökosysteme sprechen können. Die Anwendungsstrategien mußten fast ganz fehlen. Es war mir wichtiger, darauf aufmerksam zu machen, daß jeder Praxis ein theoretisches Fundament zugrundeliegt, das über die Qualität dieser Praxis vorentscheidet.

Die Theorie der Naturerhaltung und die Praxis der Naturerfahrung sind also nicht voneinander zu trennen. Beide sind so gut oder so schlecht, wie es die kulturellen Ökosysteme sind, die sie hervorbringen. Deren Mängel schlagen bis zu unseren natürlichen Lebensgrundlagen durch. In den Schädigungen unserer natürlichen Ökosysteme erkennen wir wie in einem Spiegel die Mängel unseres eigenen Denkens und Handelns; zugleich aber lernen wir Kategorien und Strategien ihrer möglichen Behebung kennen. Daß die Wissenschaft hierbei mitzuwirken hat, ist unstrittig; doch wie reformbedürftig sie selber ist, kann erst durch einen neuen Blick auf sie ins Bewußtsein kommen. Er dürfte auch der Kunst nicht schaden, insbesondere dann, wenn sich aus ihm für sie eine neue Aufgabe ergibt: mit ihren Mitteln daran mitzuwirken, daß die Regression unserer Erfahrung der Natur wieder ins Gegenteil verkehrt wird und natürliche und kulturelle Kreativität eine Zukunft haben. Die Aufgabe wäre zeitgemäß und lohnend.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Berichte des Naturwissenschaftlichen Verein für Bielefeld und Umgegend

Jahr/Year: 1993

Band/Volume: 34

Autor(en)/Author(s): Finke Peter

Artikel/Article: Naturerfahrung Bedingungen der Reparatur unserer natürlichen und kulturellen Ökosysteme 67-84